



Abend =

Zeitung.

189.

Sonnabend, am 8. August 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur. E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Die Franzosen über Deutschland.

I.

Da in Paris Alles Mode werden und um sich greifen kann, so ist es möglich, daß sogar das Deutsche dort Mode wird, ungeachtet man sich darüber erbricht. Die Franzosen genießen unsere Philosophie, weil ihnen der Doctor sagt, sie sey ein Magen-Elixir, das Stärke und reinige, und unsere schöne Literatur, weil sie Veränderung brauchen und sich an Conditormwaren übergeben haben. Sie wird kein Nahrungsmittel unter ihnen werden.

Seit einiger Zeit ist es ein Bedürfnis, Bücher über Deutschland zu schreiben, in Deutschland zu reisen, die deutschen Universitäten — das heißt: die Professoren — zu besuchen, in deutschen Bädern zu baden, den deutschen Menschen zu loben und die deutschen Regierungen zu entschuldigen, die nicht Frankreichs Beispiel folgen. — Das kommt aber daher, weil diese Reisenden nicht, wie unsere deutschen Autoren, auf ihres Schreibtalentes oder eigenen Beutels, sondern auf Kosten der Regierung reisen, die ihnen Empfehlbriefe an Minister und Professoren in allen Hauptstädten jenseit des Rheines nebst einer bequemen Post-Chaise zum schnellen Fortkommen gibt. Sie haben sich Deutschland wie Buffon die Welt aus

dem Fenster eines höflichen Diplomaten oder Schulmannes, aber freilich nicht mit Buffon's Talent angesehen, von dem ein Dichter sang:

„Il devient créateur même alors quand il dérobe
Et d'un seul point du monde il a vu tout le globe.“

Die Franzosen halten Deutschland, wie mir dünkt, in seinem politischen und wissenschaftlichen Zustande für einen Jardin de plantes mit einer Menagerie, darin die Capitalstücke in eiserne Käfige gesperrt sind und der Ueberrest mit Verzäunungen umgeben ist; sie glauben, zu seinem Studium sey nichts weiter nöthig, als ein Omnibus, ein Parkwächter und eine lateinisch-deutsche Ueberschrift des Behälters. — Wenn sie an der Grenze aussteigen, geben sie ihren Creditbrief ab, sprechen: Monsieur, nous sommes venus pour voir Vos trois règnes d'histoire naturelle, worauf sich alsbald ein deutscher Professor, dessen Name sonst nicht bekannt geworden, auf die Schleppe des großen Mannes setzt — er hat ein Croix d'honneur im Knopfloche — und allerdevotest erwiedert: O, seyn Sie tausendmal willkommen, Sie glücklicher Schriftsteller eines Volkes, das Europa sein Publikum nennt. Sie sollen bei mir nicht die geringste Mühe haben, Deutschland kennen zu lernen; ich zeige es Ihnen auf dem Balkon, in meiner Bibliothek, im Theater, auf der Promenade, im Boudoir

unserer Schauspielerinnen, in der Soirée, vom Kas-
theder, wo Sie nur wollen, ausgenommen in Deutsch-
land, das zum Zeigen zu groß ist. Nachher stelle ich
Sie unseren Ministern vor, die sich gewiß unendlich
freuen, von einem Franzosen, von einem Professor der
Akademie in ihren Bestrebungen nach Verdienst ge-
würdigt zu werden.

C'est très bien, Monsieur, très bien, pourvue
que Vous me direz quelque chose de nouveau
sur Goethe et Zacharias Werner.

Zacharias? unterbricht halb zweifelhaft der Ange-
redete seinen Gast, denn er weiß nicht, daß unser
Mann ein besonderes Wohlgefallen an neuen, schwer
auszusprechenden Namen und diesen so eben auf dem
Rücken eines Buches in der Bibliothek des Hauses
gelesen hat — Zacharias Werner, oh oui, c'était
un bon écrivain ce Werner. En attendant je
Vous offre la correspondance de Goethe avec
un enfant —

Avec un enfant. Que cela est curieux. Don-
nez vite!

Auf diese Weise werden Materialien zu Büchern
gesammelt, die periodisch die Buchläden überfluthen
und in Frankreich allerwenigstens ihren Verfassern das
Prädikat eines gelehrten Mannes erwerben. „Er hat
ein Buch über Deutschland geschrieben — sagt man —
ce n'est pas un ouvrage pour tout le monde,
Il y a de la philosophie dedans.“ — Wahrhaftig,
ich sehe die Zeit vor mir, worin die Pariser mar-
chandés des tourtes ein Stück Philosophie in ihr
Bäckwerk als Sauerteig kneten; das Vaudeville hat
schon sein Theil Metaphysik verarbeitet.

Warum aber hat noch kein literarisches Genie
sich nach Deutschland gewagt, kein Dumas, Hugo,
Janin? warum sind es bloß die Philologen, Biblio-
thekare und Staatsbeamten? Ich würde sehr gern ein
französisches Charaktergemälde meines Vaterlandes sehen,
aber ich will nur ein solches sehen, das aus der An-
schauung und Empfindung entsprungen, nicht in Kan-
zeilen, Kabinetten und Abendzirkeln souffirt wurde.
Bis dahin halte ich das Werk der Frau von Staël,
aller Lücken und Mängel ungeachtet, für das beste
Gemälde au dela du Rhin. Man sieht doch eine
Künstlerin darin, die ihren Gegenstand zu behandeln
wusste.

Die Professoren, die Deutschland in letzter Zeit
die Ehre erwiesen, es drucken zu lassen, sind Duches-
ne, dessen ich bereits irgendwo bezüglich seiner Reisen

durch Deutschlands Bibliotheken erwähnte, *) Marmier,
welcher Etudes sur Goethe herausgab, Marc Girar-
din, der Verfasser der Notices politiques et litté-
raires sur l'Allemagne, und E. Verminier, Professor
des Collège de France. Letzterer ist der treueste
Philogermane und hat sein Buch unter dem Titel:
Au dela du Rhin, publizirt Sie werden Bruch-
stücke daraus gelesen und danach vielleicht auf das
Ganze ein günstiges Urtheil gefällt haben. Es ist mir
auch so ergangen und ich habe es fast bereuen
müssen.

Verminier hat inzwischen Schreibtalent und weiß
seinem Stoffe Geschmeidigkeit zu geben, eine poetische
Seite abzugewinnen. Mehrere Kapitel, deren Gegen-
stände ihm nicht unbekannte Größen waren oder aus
dem Proscenium guter Hofleute gezeigt wurden, hat
er mit Geschick behandelt und interessant zu machen
gewußt. Hierzu gehören der „Aspect général du
pays“, „les universités“ und „de l'unité de l'Alle-
magne“. Er sagt irgendwo: „Viele haben geglaubt,
Deutschland sey zu philosophisch, um die politische
Freiheit gewinnen zu können. Sie hätten im Gegen-
theil denken sollen, daß Deutschland einmal sehr frei
werden müsse, weil es sehr philosophisch war.“ — Ver-
minier ist einer von denen, die die Sitten durch die
Ideen ändern, nämlich die politische Revolution durch
eine moralische herbeiführen wollen; er irrt sich aber,
wenn er glaubt, daß dieser Weg selbst au dela du
Rhin nicht für zu langsam angesehen wird. Deutsch-
land wird einzig durch seine Zerrissenheit, durch seine
Stärke, an der Bildung eines Ganzen gehindert, und
vielleicht gibt es viele gescheite und patriotische Leute,
die die französische Einheit des Landes deshalb
nicht wünschen, weil sie den Theilen desselben allen
dermaligen Reiz rauben und die Freiheit geistiger Ent-
wickelung beschränken würde.

Das Buch von Marc Girardin ist ganz unter
fremdem Einflusse geschrieben worden; man sieht, der
Verfasser ließ sich in Wien und Berlin bei Seite
nehmen und bei einer Flasche Johannisberger zum Pa-
negriker machen. Es geht mich nichts an, was ihm
alles in Oesterreich und Preußen gefällt, aber ich
meine, den Preußen und Oesterreichern würde ein sol-
ches Gefallen sehr komisch an einem Franzosen vor-
kommen. Die Revue des deux mondes hat eine
geistreiche Kritik darüber geschrieben und darin bewies-

*) Brockhaus Blätter f. liter. Unterhaltung.

en, daß sie in Deutschland besser als der ehrenfeste Professor bewandert sey.

Es ist unausstehlich, zu sehen, wie man in Frankreich so gar nicht weiß, was man für eine literarische Capacität zu halten habe, bis sich diese in der Welt bereits auf einen Thron schwang und Vasallenhuldigung forderte. Nur was etwas geworden ist, kann an der Seine etwas seyn, und sogar das, was aus Deutschland an der Seine nichts ward, ist in ihren Augen nichtig und wird hintangesezt. Hieraus folgt, daß derjenige Deutsche, der nicht wie Göthe und Schiller in einem Jahrhundert groß geworden, sich über den Rhein und die Vogesen begeben, die Bekanntschaft der Journalisten und Publicisten machen und ihnen persönlich sagen müsse, was er für ein Genie sey. Ich habe die Ueberzeugung durch eclatante Beispiele, daß der große Ruf nach solchen Manövern nicht ausbleibt und daß ein eitler deutscher Autor durchaus nicht daheim bleiben und auf die französischen Schriftsteller über Deutschland warten müsse, wenn ihm etwas an der Bekanntschaft des Auslandes gelegen ist.

Verminier hat zwei Kapitel über deutsche Literatur geschrieben. Ich dachte Wunder, was ich darin finden würde. Siehe, da spricht der Mann von nichts als dem alten, guten Göthe'schen Faust und der Frau von Arnim, von der er, wie ich mich entsinne, viele deutsche Stellen citirt. Herr Marc Girardin ließ sich etwas umständlicher aus und sprach auch vom Niebelungenliede. Wenn die Franzosen das lesen, so müssen sie einen guten Begriff von dem Reichthum unserer Literatur und insbesondere von den Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts bekommen, die vorzuführen es uns als Zeitgenossen doch wohl zunächst obliegt.

Unterdes wird auf den Pariser Schulen deutsch gelehrt und der Schiller und Göthe von einer Gesellschaft Buchhändler nachgedruckt, die der Cotta'schen Handlung den Debit mißgönnen. Es geschieht zum Besten des Deutschthums, das noch zu hoch im Preise steht.

(Der Beschluß folgt.)

Die Sängerin Gabrielli.

Die berühmte Sängerin Gabrielli war wegen ihres Eigensinnes fast eben so bekannt als wegen ihrer

Stimme und deren Umfang. Sie weigerte sich oft halsstarrig, zu singen, selbst gegen den König Victor von Sicilien, weshalb er sie zwölf Tage in ein Gefängniß sperren ließ, indem er sagte:

„Wenn ich sie nicht zum Singen bringen kann, so soll sie wenigstens schreien!“

Während ihrer Gefangenschaft gab sie täglich in ihrem Kerker große Dinets, bezahlte die Schulden von vielen deshalb Verhafteten und übte ußerdem viele Werke der Barmherzigkeit aus.

Die Unternehmer der Oper in London traten mit ihr demnächst in Unterhandlung, um sie für die Darstellung einiger Rollen zu gewinnen, und machten ihr sehr vortheilhafte Anträge. Sie lehnte aber alle ab, weil sie über ihre Laune zu gebieten nicht im Stande sey, und in England möchte ein solcher Anfall gar zu nachtheilige Folgen für sie haben, „denn sezte ich's mir einmal in den Kopf, nicht zu singen,“ — schloß sie — „so würde der rohe Haufen über mich herfallen und mir Arm und Bein zerschlagen. Lieber will ich doch mit gesunder Haut mich des Abends zur Ruhe begeben, sollte es auch in einem Gefängniß seyn.“

Hieraus scheint fast hervorzugehen, daß ihre Weigerung nicht bloß ihren Grund in einer Caprice, sondern auch in physischen Hindernissen gehabt haben dürfte, deren sie sich vielleicht selbst nicht deutlich bewußt gewesen oder die sie aus schönem Zartgefühl verschwiegen hat.

R. M ü c h l e r.

Racine's Esther.

Kein Schauspiel ist wohl mit größerer Erwartung auf die Bühne gekommen, als die längst vergessene „Esther“ von Racine, welche auf dem königlichen Theater in St. Cyr 1689 zum ersten Mal gegeben wurde. Ludwig XIV. hatte selbst zwei Proben beigewohnt und die Liste derer aufgesetzt, welche Zutritt finden sollten. Zweitausend hatten sich darum beworben, Zweihundert fanden ihn.

Den Portier machte Ludwig selbst hierbei. Er stand an der Theater-Thür, um die Gerufenen einzulassen. Mancher Höfling fiel in Ungnade, weil er sich tadelnd über einige Verse geäußert hatte, und mancher kam zu neuer Gunst, weil er Alles zu loben wußte. Der Marschall d'Esfré hatte gar nichts über die Dichtung gesagt und mußte sich deshalb rechtfertigen.

* r.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Hannoversche Chronik.

(Fortsetzung.)

Am 13. Mai gab es im Theater einen Jubeltag. Mad. Schröder-Devrient, welche im nachbarlichen Braunschweig gastirte, that uns zu Gefallen den Sprung herüber und zeigte sich uns als Romeo in Bellini's herrlicher Oper. Das Genie ist der Vater der Kunst; wer die Himmelsgabe Genie zum Wiegen-geschenk bekam, der wird niemals Künstler werden im gewöhnlichen Sinne, d. h. er wird sich nie bequemen, in den Regeln und Normen einer Schule fortzuleben, und seinen Ruhm darin zu finden, diesen Genüge geleistet zu haben; nein! er muß schaffen, gestalten aus dem Innern heraus, immer neu, immer eigen, und selbst die fremde Aufgabe bleibt in seiner Hand nicht die fremde, in geistiger Assimilation macht er sie verschwinden, und umgeschaffen, sein eigen Kind geworden, tritt sie als ein noch nicht dagewesenes an's Licht, zum Erstaunen dessen, der die Aufgabe setzte, und wird begrüßt mit Jauchzen von der überraschten Welt. Das Genie ist deshalb der mächtige Bewegter, Verjüngerer, Unsterblichmacher der alten Welt, die in den steinernen Armen der kalten Zeit sonst längst farblos ausgeblüht, todmüde vor Langweile schlafen gegangen wäre. Diese Gedanken wurden uns neu lebendig, als wir die Devrient wieder sahen, der Niemand absprechen möchte, daß sie zu den genialsten Frauen deutschen Stammes gehört, daß die echte Kunst vom Scheitel bis zur Sohle in ihr waltet und strömt und lebt, obgleich sie unsichtbar bleibt wie alles wahrhaft Geistige. Man könnte eine Abhandlung schreiben über diesen Romeo, der wie ein fertiger Tragödienheld mitten in dieses Klang- und Sang-reiche, aber an Handlung arme Musikspiel trat, durch sein eigen Leben den Mangel ersetzte, und die stille Mondscheinlandschaft elektrisch zu einem sprühenden, zischen-den, donnernden, erschütternden, zerdrückenden vesuvischen Feuerwerke umschuf. So einen Romeo mag der alte Briten in seinen Sonnenräumen sich gedacht haben, so ein jugendlich italisches Blut, unstät, rastlos, jähzornig und taubenzärtlich, leicht beleidigt wie leicht veröhnt, leicht beweglich wie sein Degen in der Scheide, schmiegsam wie das Jünglingherz vor einem Liebesauge. Und die Devrient hält dieses Alles, Alles fest vom ersten kecken Kriegstück an bis zum letzten Moment der höchsten Resignation bis zum Gifstäschchen am Sarge der Liebe.

Der Buchstabe kann nicht nachmalen, was das Auge begierig einsog, nur als Erinnerungspunkte stellen wir hin: die Keckheit des jungen Kriegers, wie er spricht: „Es sey!“ und, von Feinden rings umstellt, mit seinem Rächerarme droht; das liebe Bild, wie er an Juliens Knie lagert und seinen heißen Lockenkopf in ihrem Schooße ruhen läßt; die Schmollscene mit ihrem knabenhaften Eigenwillen und Trotz; der männliche Uebermuth, mit dem er dem Nebenbuhler in der Nacht entgegenfährt; die Zernichtung bei dem Anblicke der Leiche Juliens, die, beiläufig gesagt, nach italischer Sitte im offenen Sarge getragen werden muß; endlich die Scene im Grabgewölbe mit der Geistererscheinung vor der erwachenden Julia, dem Seelenzer-

schneidenden Kreisch als die geglaubte Erscheinung sie selbst ist und von ihm als solche erkannt wird, die Verzweiflung bei dem Gedanken der grausen Unwider-ruflichkeit des Selbstmordes, und das Sterben selbst mit seinem Graus und seinen Lichtblicken. So etwas vergift sich nicht leicht. Nur als einen wohlgemeint-en Wink möchten wir der Künstlerin raten, bei ihren Abgängen weniger rasch und männlicher auf-tretend zu wirken; diese waren das Einzige, wo man das Weibliche durchblicken sah.

Was nun den Gesang der Devrient betrifft, so meinen wir, ihr Organ habe noch an Kraft und Wohl-klang zugenommen; Schule und Sangweise haben je-denfalls noch gewonnen und Zartheit und Schmelz in den Nuancen des Gefühls überraschten überall und konnten als Musterbilder des dramatischen Gesanges gelten. Leider mußten wir uns mit diesem einen Festabende begnügen, da Mad. Devrient schon eine Stunde nach der Vorstellung ihre Reise fortsetzte, doch haben wir uns die Freude dadurch nicht stören lassen und uns in Hoffnung des Wiedersehens ge-tröstet. —

Der „Komet“, ein hier übrigens gern gelesenes Blatt, fragt an in Nr. 83: Ob es wahr, daß die Hannoveraner bei einer der schönsten Scenen dieses Romeo gelacht hätten? — Eine Antwort darauf wäre ein Sarcasmus auf uns selbst; wie aber der wackere Herloßsohn von hier aus bedient wird, geht aus der Nachricht hervor, daß Mad. Pirscher bei uns Gastspiele gibt, obgleich wir diese Dame nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, und daß die freundliche Amiot und die reizende Fendel von unseren Damen wegen kurzer Röcke und Ericsots abhorresgirend gefund-en worden, da das Haus dazumal jedes Mal über-füllt erschien und die Hannoveranerinnen das Nil humanum mo alienum puto! — theoretisch und praktisch so gut honoriren wie die Schwestern zu Braunschweig, Berlin und Leipzig. —

Dem Braun, vom Kölner Stadt-Theater, gab die Pamina, man sagt als Proberolle, und nicht ohne guten Erfolg. Sie ist ein niedliches Dämchen mit frischer, reiner Stimme, ein junges Talent auf guter Bahn, von der sich viel erwarten lassen möchte; im Spiele zeigt sich noch ein Uebermaß von Beweglichkeit und Thun-wollen; welches aber immer erfreulicher ist als das Segentheil, das sich nur zu häufig findet.

Neu erworben für unsere Oper erschien Demois. Franchetti als Susanne in „Figaro's Hochzeit“, Zerline im „Don Juan“ und Annchen im „Freischütz“. Ihr Spiel gefiel durch Leichtigkeit und Geist, ihr Gesang ist angenehm und kunstgerecht, und sie wurde mehrmal durch da capo belohnt. Sie erinnerte oft an die unvergeßliche Nicola. —

Ebenfalls als neues Mitglied sahen wir Herrn Günther, aus Düsseldorf, im Caspar und Leporello. Sein Bass ist noch etwas roh, aber hat Klang und Stärke. Figur und Gesicht eignen sich zu den höheren Gestaltungen seines Faches, und das dramatische Studium seiner Aufgaben leuchtete in beiden Rollen hervor. —

(Der Beschluß folgt.)